

Überreicht von der Gesellschaft für
Geschichte und Altertumskunde
zu Riga

Dr. O. Masing:

1. Baltisches Deutsch
2. Aus der Arbeit am Deutschbaltischen
Dialektwörterbuch

Sonderabdruck aus der Zeitschrift für
Deutschkunde 1923, Jahrg. 37, Heft 2
(Verlag von B. G. Teubner, Leipzig)

ESTICA

A.2513.

Baltisches Deutsch.

Von Dr. Oskar Masing in Riga.

Die Sprache der im heutigen Lettland und Estland aufgewachsenen Deutschen, das Ergebnis einer ununterbrochenen Entwicklung im Lauf von mehr als 700 Jahren, weicht vielfach von den Gepflogenheiten der Aussprache und Ausdrucksweise ab, die im deutschen Sprachgebiet allgemeine Geltung haben, und wird daher gern als Dialekt oder Mundart bezeichnet. Der Vorzug dieser Bezeichnung liegt in ihrer Popularität und Kürze, der Mangel in ihrer Ungenauigkeit. Nach dem terminologischen Brauch der Gegenwart wird eine Sondersprache nur dann als Mundart bezeichnet, wenn sie von einer geographisch begrenzten, national einheitlichen Gemeinschaft gesprochen wird, deren sozialer Bau sich auf eine bauerliche Unterschicht gründet.

Wenn man von den wenigen, erst in neuerer Zeit entstandenen deutschen Bauern-
 enklaven unserer baltischen Heimat (Hirschenhof usw.) absieht, ist das Deutsche bei uns immer nur die Sprache einer kulturellen, im besonderen sozialen Oberschicht gewesen; als spezifisch baltisches Deutsch lebt es nur im mündlichen Gebrauch und beschränkt sich in der Schrift auf Dialogpartien baltischer Romane, auf vereinzelte, bewußt oder unbewußt angewandte Provinzialismen in Veröffentlichungen lokalen Charakters, auf Zeitungsinserate und dergleichen, endlich auf den privaten schriftlichen Verkehr. Somit weist unser Provinzialdeutsch im wesentlichen die Merkmale auf, die Kretschmer in seiner „Wortgeographie“ für die hochdeutsche Umgangssprache angibt, und kann daher nur als solche bezeichnet werden, mit der Einschränkung, daß ihr Laut- und Formenbestand, ihre Syntax und ihr Wortschatz eine immerhin deutlich erkennbare mundartliche Färbung trägt. Von dieser Sonderfärbung soll zunächst die Rede sein.

Man hört oft die Ansicht äußern, die Aussprache dieses oder jenes Einzellauts (g als Reibelaut vor palatalen Vokalen; Zungen-), der Gebrauch dieser oder jener Einzelworte, dieser oder jener einzelnen syntaktischen Form oder stilistischen Wendung sei die kennzeichnende Eigentümlichkeit, das Schiboleth, das unser Deutsch von der im Deutschen Reich, in Österreich und in der Schweiz üblichen Sprechweise unterscheidet. Das trifft nicht zu. Behauptungen solcher Art erheben Nebensächliches zum Range von Ausschlaggebendem. Das Entscheidende sind in Wirklichkeit ganze Erscheinungs-
 komplexe, und ihre Elemente liegen zum Teil dort, wo man sie nicht zu suchen gewohnt ist.

Thomas Mann, vielleicht der sorgfältigste und zuverlässigste Beobachter sinn-
 fälliger menschlicher Lebensäußerungen unter den deutschen Schriftstellern der Gegen-
 wart, läßt in seinen „Buddenbrooks“ in lübbischer Umgebung einen schwäbischen Pfar-
 rer, eine ostpreußische Wirtschaftsmamsell, einen bayrischen Hopfenhändler und end-
 lich auch einen Pastor aus Riga (der, beiläufig bemerkt, keine Blüte am Baum der

Menschheit ist) handelnd und redend auftreten. Die Sprechweise unseres Landsmannes charakterisiert er als „drollig hüpfend“. Das Kennzeichen „hüpfend“ wird als objektiv, das Urteil „drollig“ vielleicht als subjektiv richtig gelten können.

Wie kommt der Eindruck des Hüpfenden zustande? Gemeingermanisch ist die Tendenz, die Stammsilbe als wesentliche Bedeutungsträgerin nachdrücklich zu betonen. Die Sprache der baltischen Deutschen geht in dieser Hinsicht bis an die Grenze des Möglichen und bedient sich hierzu ziemlich aller verwendbaren lautlichen, grammatischen und stilistischen Mittel. Innerhalb des gesprochenen Satzes ist der Unterschied der Druckstärke zwischen betonten Silben und ihren Nachbarsilben auffallend groß, so groß, daß die Vokale der letzteren unter Umständen völlig schwinden. „Grüße, Pappe, Hause“ verlieren das Schluß-e (in Kurland auch „Müße“ und „Brücke“). Auch konsonantische Elemente schwächerer Silben gehen verloren (orntlich; ets = etwas), ja, ganze Silben (Suprindent, Heildreifönig). Die betonte Silbe verliert nach langem Vokal auslautendes g: „Schlä ihn tot, Te weg, Sa doch, zei mal her!“ usw.

Dazu kommt der Umstand, daß im Gegensatz zu den Aussprachegewohnheiten aller sonstigen Angehörigen der großen deutschen Sprachgemeinschaft die geschriebenen Doppelsonnanten (sowie die durch *đ*, *h*, *ng*, *sch*, *ch* bezeichneten Laute) tatsächlich geminiert gesprochen werden, daß also zwischen Vokalen nach kurzem Vokal das Maximum der Druckstärke in den Konsonanten verlegt wird wie im Italienischen: *Hammer* (vgl. it. *mamma*), *Sut-ter* (vgl. *frutti*), *Et-te* (vgl. *ecco*) usw.

Serner werden die Verschlusslaute *p*, *t*, *k*, *b*, *d*, *g* mit solcher Energie gebildet, daß sich zum normalen Explosionsgeräusch eine Art spiritus asper gesellt, daß also Aspiraten entstehen wie im Indischen oder im Englischen der *Iren*. Einer meiner Landsleute, der im Jahre 1920 im Rheinland als Lehrer tätig war, erzählte mir, daß in den Diktatheften seiner Schüler die Worte „kalt, Pein, toll“ in der Regel „thalt, Phein, tholl“ geschrieben waren, während sie in zu Hause angefertigten schriftlichen Arbeiten orthographisch einwandfrei zu erscheinen pflegten.

Kommt zu diesen für die Deutschbalten als normal zu bezeichnenden Betonungsgewohnheiten noch Steigerung des Affekts, so können sehr auffällige Akzentverschiebungen eintreten: „Beinah hätte ich den Hasen verpudelt“, „Tausendé hat er verdient“, „ein jammervöller Kerl!“ „Und nu fängt er an zu laufen“ usw.

Ein zweites Mittel im Dienst der Nachdruckstendenz ist die Tonhöhendifferenzierung. Die Stammsilbe des im Satz dominierenden Wortes, das den größten Mitteilungswert enthält, wird von ihren Nachbarsilben nicht nur durch dynamische, sondern auch durch auffallend große Tonhöhenintervalle abgegrenzt, durch Terzen, Quartan, unter Umständen sogar Oktaven. Für ein reichsdeutsches Ohr ergibt sich daraus notwendigerweise der Eindruck des „Hüpfenden“, der endlich noch durch besondere Tondauerverhältnisse verstärkt wird. Das Sprechtempo der Deutschbalten ist ungleichmäßig: Nebensilben werden schnell gesprochen, auf betonten Silben verweilt der Ton lange, überlange.

Die bisher angeführten Eigenheiten hinsichtlich der Tonstärke, -höhe und -dauer summieren sich zur Gesamtwirkung überstarken, emphatischen Nachdrucks. Wollte man den Satz, den jener baltische Pastor in den „Buddenbrooks“ gleich bei seinem Auftreten spricht („Erbarmen Sie sich, Frau Konsulin! Welch einen Schatz und Gottesseggen besitzen Sie an Ihrer Tochter Klara! Das ist wohl ein herrliches Kind!“), graphisch illustrieren, so würde sich etwas wie die Kontur einer Stromschnelle ergeben, während das Bild eines von einem deutschen Nichtbalten gesprochenen Satzes sich eher wie die leicht gewellte Umrisslinie der Oberfläche eines ruhig und gleichmäßig dahinfließenden Stromes ausnehmen müßte. Während meiner Leipziger

Studentenzeit pflegten Fakultäts- und Seminargenossen, wenn sie in freundlicher Nedei meine Sprechweise parodieren wollten, irgendeine angeblich oder wirklich von mir getane Äußerung nach einer wildbewegten Saßmelodie zu singen, mit der sie, wie das ja im Wesen der Karikatur liegt, bei aller Übertreibung die Sonderart des Dargestellten in ihren Hauptzügen trafen.

Der Charakter des Emphatischen wird nicht nur durch den Klang, sondern auch durch den Inhalt der Rede bewirkt, und zwar durch die Fülle der Steigerungswörter, die sich oft der Hyperbel nähern (eine namenlos lederne Gesellschaft, ein wahnsinnig netter Kerl, eine wußt anständige Gesinnung, eine scheußlich teure Sache usw.), durch den häufigen Gebrauch des Wortes „wohl“ als Verstärkungspartikel („Es war gestern wohl sehr nett bei euch“ bedeutet im Munde eines Deutschbalten nicht etwa eine Frage, sondern ein aus tiefster Überzeugung gesprochenes Urteil; vgl. den zitierten Saß aus den „Buddenbrooks“!), durch verstärkende Komponenten in der Wortzusammensetzung (sperrbreit offen, pfühendnaß, fnallrot, dreidammig), durch Wiederholung von Präpositionen, bewirkt durch Hinzufügen bedeutungsgleicher Adverbien zum Verb, z. B.: „Er ging aus dem Haus hinaus, er steckte das Messer in die Tasche hinein, komm mit mir mit“ usw., durch Wortgemination („Ich habe mich wirklich sehr, sehr gefreut,“ „ein ganz, ganz klein bißchen,“ „wart, wart, ich komm gleich“, „geh nu, geh!“ als Antwort auf übertreibende oder sonst nicht ernst zu nehmende Mitteilungen), durch interjektionale Wörter, die eigentlich starke Affekte ausdrücken, von Deutschbalten aber auch in Situationen gebraucht werden, in denen es sich um minder heftige seelische Bewegtheit handelt („Pfui nein!“ „Pfui!“ drückt hier meist nicht Abscheu aus, sondern dient als bloße Verstärkung der Negation. „Hohz (tausend), wie nett!“ usw.). In diesem Zusammenhange sei auch des beständig wiederkehrenden Ausrufs „Erbarmung!“ bzw. „Erbarm dich!“ der Südliv- und Kurländer gedacht („Erbarm dich, ist das Kind gewachsen!“ Vgl. den zitierten Saß aus den „Buddenbrooks“), ebenso der vielen, meist der Studentensprache entnommenen Kraftworte („wegschmeißen“ für „wegwerfen“, „zerfnallen“ für „zerbrechen“, „verfeuern“ für „verderben“ usw.).

In allen hier aufgezählten Fällen besteht ein gewisses Mißverhältnis zwischen dem Kraftaufwand der Rede und der Wucht und Wichtigkeit des seelischen Erlebens: der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist getan, und Thomas Manns Charakterisierung „drollig“ stimmt. Sie stimmt, aber sie ist einseitig. Gelegentlicher, sogar häufiger Mißbrauch eines Mittels darf nicht vergessen machen, daß dasselbe Mittel, wenn es richtig angewandt wird, wertvoll sein kann. Wenn auch zugegeben werden muß, daß das baltische Deutsch in gewissem Sinne der Sprache des Sturmes und Dranges im 18. Jahrhundert nahekommt, die den Priestern der Charitinnen ein Ärgernis und den Aufklärern eine Torheit war, so sind Maßlosigkeit und Kraftüberschwang immerhin noch erträglicher als kraftlose Zierlichkeit und farblose Korrektheit.

Der Vergleich mit dem Sturm und Drang gewährt übrigens noch eine weitere Möglichkeit der Charakterisierung. Unsere Gäste aus dem Deutschen Reich haben es in den letzten Jahren immer wieder betont, daß die kulturellen und sprachlichen Gewohnheiten unserer Heimat- und Stammesgenossen sie an längst verschollene Zeiten mahnten, da der Großvater die Großmutter nahm, daß sie abseitig, altmodisch, aber anheimelnd wirkten. In Goethes „Getreuem Edart“ heißt es: „Und wenn euch, ihr Kinder, mit treuem Gesicht Ein Vater, ein Lehrer, ein Aldermann spricht, So horchet und folget ihm pünktlich.“ Der Ausdruck „Aldermann“ lebt noch heute, wenn auch in etwas veränderter Form, in unserer Umgangssprache: daß die St. Marien- (Kaufmanns-) wie die St. Johannis- (Handwerker-)gilde ihren Ältermann hat, weiß jedes

Kind in Riga, und der „Suchsmajor“ einer Studentenverbindung heißt noch gegenwärtig „Oldermann“. In unserem baltischen Deutsch waltet noch etwas vom Geist eines Aldermanns, eines Edart, der Ältestes mit Treue bewahrt. Ein flüchtiges Blättern in Göhes „Grünhd. Glossar“ bestätigt dies: besemer (Schnellwage), durchschlag (Küchensieb), egge (Salband), fadem (Maß der ausgestreckten Arme), gerechtikeit (Gerechtsame), glum (schlammig), gnaz (Schorf, Ausschlag), gropen (eiserne Kochtopf), grand (Kies), juppe (Jade), knaust (Knorren; livl. knüst „Brotende“), krause (Trinkgefäß), liebkauf (Trunk zur Befräftigung eines Kaufgeschäfts; in der nd. Form likop in Lemsal gebräuchlich), lispfund (livländisches Pfund = 20 russ. Pfund), nachspicker (Nachdrucker; in der Schülersprache spicken = unerlaubterweise abschreiben), pudeln (Sehler machen; deutschbalt. = fehlschießen), raute (Glasfenster), reff (Gerippe), schwinderling (Ohrfeige; deutschbalt. = Schlag), speidel (Keil; deutschbalt. spēdel = keilförmiges Stück Zeug), spring (Quelle), überlei (übrig) — alle diese alten Worte (und noch viele andere) leben noch heute fort, wenn auch manchmal in leicht veränderter Form und Bedeutung. Altertümlich ist das Weglassen der Endung im Nominativ und Akkusativ des Adj. neutr. vor nachfolgendem Substantiv: „Er haut wie auf kalt Eisen“; „kochend Wasser“, „englisch Gewürz“ (= Pimentpfeffer) usw., oder die Satzeinleitung „Gott gebe“ im Sinne von „gleichgültig ob“.

Im schon oft erwähnten Roman von Th. Mann heißt es einmal: „Der Konsul hatte . . . einen Auftritt mit seinem Vater zu bestehen gehabt, bei dem der alte Herr fast nur französisch und plattdeutsch sprach.“ Der niederdeutsche wie der französische Einschlag ist auch für die Sprache der baltischen Hansestädte, ja, für die deutsch-baltische Sprache überhaupt bezeichnend; der eine stammt noch aus der Zeit, da Burkard Waldis sein Spiel vom „Verlorenen Sohn“ in Riga aufführen ließ, der andere aus den Tagen des Rokofo; die Farbe der Vergangenheit tragen beide. Den Satz „Ich habe Sie mit diesem Briewe nicht ennuyieren wollen“, den in den „Buddenbrooks“ ein Lübecker im Jahre 1835 spricht, könnte auch ein älterer baltischer Landedelmann 1918 gesprochen haben. Das Niederdeutsche soll hier aus mehr als einem Grunde den Vortritt haben. Niederdeutsch ist die Vorliebe unseres Heimatidioms für Doppelmedien: sich fabbeln (sich zanken), schwabbeln (schwätzen), bebbbern (beben), knibbern (von Nagebewegungen mit Zähnen und Singern gebraucht), kladderig (es geht mir fl. = es geht mir miserabel), vermaddern (verderben), flidderig (oberflächlich), tod-derig (jämmerlich, eigentlich lumpig), vermiggert (verkümmert) usw.; der Erſaß der Tenuis durch Media in den Ausdrücken „Drab, doll, Deiwel, vom Blade spielen“, das Stimmhaftwerden des f in „Briewe (i. o.), auf dem Howe“, der Erſaß der Media durch Tenuis in „fuden, Pudel“, der Übergang von f zu ch in „Schächtenstiesel, Lucht (= Fensteröffnung)“, der Gebrauch des d in „Längde, Högde, Nägde“, die Vokaldehnung vor geschriebenem d in gewissen Familiennamen (Städteberg, Brädmann, Bröeder, Bēdmann). Niederdeutsch ist ein großer, man darf wohl sagen, der größte Teil unseres Wortschatzes. Eine kleine Auslese: barſch (im Sinne von „ranzig“: barscher Käse), Borch (Eber), Borke (Rinde), brasseln (ringen), Dacht (für „Docht“ in der Redensart „Dachte sind keine Lichte“, die man Kindern gegenüber anwendet, wenn sie ihr Tun durch die Formel „Ja, ich dachte . . .“ zu entschuldigen suchen), Drant (in Riga und Kurland für „Kehricht“), Kaffeedia (ebenda für „Kaffeefatz“), Sifematenten (schon bei B. Waldis „visipatenten“), Gōssel (junge Gänse), glūpen (stier blicken), haßen (Serje, Absatz), hēster (Elster), hendig und wendig (beweglich, geschickt), Hūbel (bei Handwerkern für „Hobel“), Blutigel (für Bluteigel), Kalkuhn (Truthahn), Kaff (Streu), Kiffe (haufällige Hütte), Knuppchen (Bündel), Koppchen

(Obertasse), Korste (Brottrinde), Krollhaar (Roßhaar), kregel (munter), Krug (Schenke), Kumme (Schale), Kuhlengräber (in Riga = Totengräber), krunkelig (runzlig), Pattweg (schmäler Fußpfad, Feldweg; Hermann Löns braucht das Wort, und sogar bei den Transvaalburen soll es, wie eine Landsmännin aus Nylstroom schreibt, üblich sein), Pläte (Kuchenblech), Prätchen (Anekdoten), quienen (verfümmern), Sägspon (für „Sägespäne“ in Handwerkerkreisen gebräuchlich), Schlef (Vorlegelöffel), Want, Wadmal (hausgewebtes Zeug), Timpwed (vierzippeliges Gebäud), Zieschen (Würstchen, Saucischen; vgl. Schumann „Wortschatz von Lübeck“). Niederdeutsch sind Wendungen wie „bei eins (= mit einem Mal); für alt kaufen; was (statt „worüber“) lachst du? ich friere (für „mich friert“); du kannst (= darfst) gehen“ usw.

Noch erhalten, wenn auch schon hier und da im Verflingen, ist das Großvaterfranzösisch in folgenden Ausdrücken: Affiche (Anzeigenzettel), Billet-doux, Belétage, Bredouille, ennuyieren und ennuyant (s. o.), Entrée (für und neben „Vorzimmer“), Etage, à la glace (Speiseeis), fusch! (= couche! im Sinne von „still!“, „aufgepaßt!“), „wart' mal!“), Marquise (Leinwand zum Schutz der Fenster vor der Sonnenglut), ein Penchant haben (Neigung, Hang), Plate-ménage (Gestell für Senf-, Essig- und Ölgefäße), Plein-pouvoir, ponceau-rot, Portiere (Vorhang), Rouleaux (Rollgardine), soigniert, spécifique (originell), Souterrain usw.¹⁾ Halbfranzösisch muten die vielen Verbalbildungen auf -ieren an wie z. B. „alberieren, fingerieren, narrieren, schneiderieren, schneeballieren“. Französiert werden die Namen „Don Quijote“ und „Don Juan“ gesprochen (mit nasalisiertem o in „Don“ und a in „Juan“, mit š für j in „Quijote“ und ž für j in „Juan“), ebenso das Wort „Tapezier“ (= täpsir bzw. täpsirer).

Altes Kultur- und Sprachgut birgt sich auch in den vielen Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, von denen ein Teil unverkennbar baltisches Gepräge zeigt, z. B.: „Liwland — Blivland. — In der Wieß, da sind die Leute rit; Wierland — Bierland; in Harrien wohnen die Kargen (bezieht sich auf Landesteile Estlands). — Ein Liwländer von rechter Art trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt, Und nach St. Johann zieht er ihn wieder an. — Ein rig'sches Kind tut Gott nur loben, Weil er das Meer so nah herangeschoben. — Er ist wie der Piltensche Bürgermeister (d. h. er will es allen recht machen). — Deine Uhr geht nach dem Piltenschen Besmer (oder „nach dem Monde“, d. h. falsch). — Wer nicht wagt, kommt nicht nach Werro (Stabreim!). — Lokale Särbung tragen auch Redensarten wie: „Einen Topf mit Schmant ausgießen (= sein Glück verschmerzen). — Topfschen spricht von Grapchen (= Tiegeln), und sie sind alle beide schwarz. — Leg' die Kanne weg und nimm das Stof (zurechtweisende Antwort, wenn ein Kind behauptet: „Ich kann aber nicht...!“ — Stof ist ein landesübliches Maßmaß). — Dünnbier, gär nicht! (Zurechtweisung, wenn ein Kind prahlt). — Großtun, dicktun — Bruder, leiß mir'n Serding! (Serding = kupferne Scheidemünze in Riga und Kurland; vgl. engl. farthing). — A. A. hat den Löffel in die Grube gesteckt (= er ist gestorben, hat das Essen aufgegeben)“ usw. An vergangene Zeiten mahnen Wendungen wie „Er ist flüchtig wie Haarpuder, weitläufig wie die spanische See, eigenjinnig wie ein russisches Pferd“ usw.

Bei aller Pietät gegenüber dem Erbe der Urväter steht unser Heimatdeutsch doch

1) Entlehnungen aus anderen Sprachen, dem Russischen, Lettischen, Estnischen, Schwedischen, Polnischen usw., sind verhältnismäßig wenig zahlreich. Die russischen Fremdwörter beschränken sich vorzugsweise auf Ausdrücke aus dem Gebiete des Beamtenwesens, auf Benennungen der Teile des Pferdegeschirrs und sonstiger Elemente aus der Welt des Stalles, endlich auf Namen für gewisse Handelsartikel, Münzen, Maße, Gewichte, Kleidungsstücke, Speisen und Getränke, da während der Russenzeit die Vertreter der landfremden herrschenden Nation meist als Beamte, Kutscher und Händler im Baltikum tätig gewesen sind.

nicht so weit im Banne der Vergangenheit, daß ihm alle sprachbildende Kraft erlahmt wäre: das beweisen neben vielen sonstigen Neubildungen die außerordentlich häufigen präpositionalen Zusammensetzungen. Sallmann verzeichnet in seinen „Neuen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland“ (Reval 1880 S. 85 ff.) allein über 140 Verbalkomposita mit „auf-“, deren Zahl sich noch um ein beträchtliches vermehren ließe, wenn man die auf diesem Gebiet fast unerschöpflich produktive Studentensprache genauer durchmustern wollte. All dies neugewonnene Sprachgut ist in seinem Entstehen durch örtliche Bedürfnisse bedingt und in seiner Geltung auf ein enges Gebiet beschränkt, wodurch dem Charakter abseitiger Eigenart, von dem oben die Rede war, ein weiterer Wesenszug eingefügt wird.

Früh schon ist man bei uns zulande auf die Eigenart heimischer Redeweise aufmerksam geworden und hat sich bemüht, das Abweichende festzustellen und zu deuten, doch sind diese Bemühungen, soweit der Lautstand in Frage kommt, durchweg unzulänglich geblieben: statt planmäßig und exakt ausgeführter Beobachtungen haben sie in der Regel aphoristische Werturteile mit lokalpatriotischer, ästhetisierender oder rationalisierender Tendenz gezeitigt. Heutzutage wissen wir, daß einwandfreies Fixieren des Lautmaterials und zutreffende Deutung des gefundenen Aufgaben sind, deren Schwierigkeiten nur ein Sachmann zu erkennen und zu überwinden vermag. Einen solchen Sachmann haben wir in der Person des Herrn Dr. Konrad Hentrich gewonnen, der in Hamburg und Köln auf dem Gebiet der Experimentalphonetik tätig gewesen ist und gegenwärtig den Lehrstuhl für germanische Sprachwissenschaft im Herderinstitut zu Riga inne hat. Hoffentlich ist seiner Forscherarbeit der Erfolg beschieden, Aufschluß über die Natur, den Verlauf und die Zusammenhänge der lautlichen Prozesse in der deutschen Umgangssprache unserer Heimat zu schaffen.

Was den Wortschatz unserer Stammesgemeinschaft betrifft, so verdanken wir dem Erkenntnistreben und dem Sammeleifer baltischer Landsleute eine stattliche Reihe wirklich positiver Arbeiten, die mit einer Abhandlung des rigischen Domschulrektors J. G. Lindner (eines Freundes Hamanns) aus dem Jahre 1759 beginnt und ihre Höchstleistung nach Umfang und Inhalt im groß angelegten, leider unvollendet gebliebenen „Wörterchatz der deutschen Sprache in Livland“ des Dr. med. W. v. Gutzeit (4 Bde., Riga 1864 ff.) erreicht. Wertvolle Monographien und Wörteransammlungen sind auch in neuerer Zeit erschienen, so z. B. drei Studien von Dr. K. Sallmann, welche „die deutsche Mundart in Estland“ zum Gegenstand haben (1873—80), eine Abhandlung von Eduard Edhardt, „Die deutsche Sprache in den Ostseeprovinzen“ (1896) und eine vom Oberlehrer Max Böhm „Dorpater Studentendeutsch“ (1904). Aber einmal sind alle diese Publikationen entweder völlig vergriffen oder doch nur sehr schwer erhältlich, und dann stellt die an sich durchaus stattliche Summe des bisher Gesammelten und Gesichteten immerhin nur einen Bruchteil des großen Gesamtmaterials dar, der dringend nach Ergänzung verlangt. Außerdem hat die Mundartenforschung in den letzten Jahrzehnten neue Ziele gefunden, denen auch wir unsere Blicke zuwenden müssen, und neue Wege gebahnt, die auch wir zu gehen verpflichtet sind.

Die vielhundertjährige Leidensgeschichte unseres Heimatlandes hat uns als Gewinn die Erkenntnis gebracht, daß einzig in unserem Volkstum, wie es in Glaube, Brauch und Sprache seinen Ausdruck gefunden hat, die Wurzeln unserer Lebenskräfte halt und Nahrung finden können. Wir dürfen uns also nicht mit dem bloßen Bewußtsein dessen begnügen, daß uns vergangene Generationen die Erträge ihrer Lebensarbeit vererbt haben, sondern wir müssen immer wieder erwerben, um zu besitzen. Auf Grund dieser Erwägungen hat im April 1921 die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde“ zu Riga, einer Anregung ihres Nestors, des Herausgebers der „Liv-

ländischen Güterurkunden" Dr. Hermann v. Bruiningk, folgend, mehrere ihrer Mitglieder mit dem Sammeln von Material zu einem künftigen „Deutsch-baltischen Dialektwörterbuch“ (zur Wahl des Titels s. o.) betraut. Einem Bericht über die Ergebnisse dieser Arbeit („Rigasche Rundschau“ vom 10. Februar 1922) entnehme ich folgendes: „Das wünschenswerte enge Zusammenarbeiten mit dem bei der „Gelehrten Estnischen Gesellschaft“ in Dorpat¹⁾ bestehenden Wörterbuchauschuß ließ sich leider nicht durchführen. Die immerhin . . . mangelhafte Überbrückung der räumlichen Trennung durch beständigen Briefwechsel hätte eine allzu zeitraubende Korrespondenzmenge und unerschwingliche Portozahlungen erfordert. So mußten wir uns denn entschließen, zunächst „getrennt zu marschieren, aber dank dem Umstande, daß in unserem Ausschuß Riga und Südlivland durch drei Mitglieder, Nordlivland durch zwei Mitglieder vertreten waren, ließ sich den Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs hüben und drüben Rechnung tragen“.

Für die Arbeit unseres Wörterbuchauschusses und seiner durch einen Aufruf in der „Rigaer Rundschau“ sowie durch sonstige Werbemittel gewonnenen freiwilligen Mitarbeiter gelten im allgemeinen die Grundsätze, die in der „Anleitung zur Sammlung des Stoffes für ein Thüringisches Wörterbuch“ formuliert sind. Unsere alphabetisch geordnete Zettelsammlung umfaßt gegenwärtig über 7000 Nummern, und dazu kommt noch eine ansehnliche Menge von Einsendungen, die Kinderlieder, Abzählreime und sonstiges volkskundliche Material enthalten. In Anbetracht der unerschwinglichen Papierpreise und schwindelerregend hohen Druckkosten muß die „Gesellschaft f. G. u. A.“ von der Herausgabe der Ergebnisse ihrer Arbeit in Buchform für die nächste Zukunft absehen; hat sie doch schon die Veröffentlichung ihrer Sitzungsberichte einstellen müssen, die früher alljährlich im Druck zu erscheinen pflegten. Auch die Werbetätigkeit des Wörterbuchauschusses wird durch die wirtschaftlichen Nöte der Zeit in unerfreulichster Weise behindert. Indessen ist wenigstens Aussicht vorhanden, daß die örtliche deutsche Presse dann und wann Notizen über unser Tun und seine Ergebnisse bringen wird. Einstweilen behelfen wir uns, so gut wir können, und erkennen dankbar die Mitteilungsfreudigkeit derjenigen unserer Landsleute an, zu denen die Kunde von unserem Unternehmen gedrungen ist, sowie die freundliche Hilfsbereitschaft der Marburger Wörterbuchzentrale und ihres Vertreters, des Herrn Prof. Dr. S. Wrede, die uns durch Zusendung von Druckschriften (Fragebogen usw.) Anregung und Belehrung gewährten.

Als Beispiel dafür, wie wir uns zunächst die Verwertung der eingelaufenen Beiträge denken, mag der hier folgende kleine Aufsatz dienen; er deckt sich im wesentlichen mit dem Text eines Vortrages, den ich in der 815. Sitzung der „Gesellschaft f. G. u. A.“ zu Riga am 27. September 1922 gehalten habe.

Aus der Arbeit am Deutschbaltischen Dialektwörterbuch.

Von Dr. O. Masing in Riga.

Gartengewächse.

1. Zierpflanzen.

Für *Convallaria majalis* scheint sich heutzutage der schriftdeutsche Name Maiglöckchen (aber nicht Maiblume) durchzusetzen, wohl nicht ohne Einwirkung der Schullesebücher sowie der Terminologie deutscher Parfümfabrikanten (Lohse usw.), doch ist das Wort Lilienkomfalken unserer zwanglosen Umgangssprache noch nicht fremd geworden. Colmar Schumann verzeichnet in seinem „Wortschatz von Lübeck“ (Straßburg, Trübner, 1907,

1) Unsere Schwesterstadt liegt ja seit der Gründung der Republik „Esti“ im Ausland.

S. 6) „Liljekonfallij Maiblume“, und der Maler-Dichter Karl Ströblisch hat 1858 ein Büchlein herausgegeben, betitelt „Lilgen Konfallgen, Plattdütsche Rimels und swarte Biller“. Daß der zweite Komponent unseres Vulgärnamens in irgendwelchen Beziehungen zum wissenschaftlichen Namen der Pflanze steht, ist klar, aber um eine unmittelbare Ableitung kann es sich nicht handeln: wo ist die Endung -aria geblieben? Der Niederdeutsche pflegt griechisch-lateinische betonte Endungen sehr schonend zu behandeln: Bartholomäus wird im Gebiet des Niederdeutschen zu Mewes, Andreas zu Drewes, während die entsprechenden Umformungen in Süddeutschland Barthel und Andres lauten. Und woher stammen die „Lilien“? Eine Antwort gibt das „Vorauer Marienlob“ 5, 9ff. (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler 1864): „Mariä, Mariä, edeliu liebiu frouwa, von dirst geborn lilium, bluome convallium, der diumuote ere, Crist, got unser hërre, und ähnlich die Mahnrede vom Glauben“ des „armen Hartmann“ 713 „di gebar daz schöne lilium, daz dā heizet convallium“. Beide Stellen gehen auf den Vulgatatext des Hohenliedes II, 1 zurück: „Ego flos campi et lilium convallium“, von Luther frei verdeutscht: „Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Tal“. Übrigens wird in volkstümlichen Liedertönen die fromme Bezeichnung in recht profane Zusammenhänge gebracht: „Liljekonfallien, Mädchen (Varianten: Studenten) sind Canaillen“ (Eivland) oder „Liljekonfallien, Dein Bruder hängt am Galgen“ (Kurland).

Bellis perennis heißt bei uns Marienblümchen (weder Maßlieb noch Gänseblümchen), wie bei Friß Reuter in der „Stromtid“.

Nur noch selten hört man in Riga die Bezeichnung Martinibluome für die Federaster, die heute durch das modische Chrysanthemum aus den Gärten verdrängt wird.

Erhalten hat sich dagegen noch der Name Pojenge für die leuchtendrote Päonie (die Bezeichnungen Gichtrose und Pfingstrose sind bei uns nicht gebräuchlich). Schon 1688 empfiehlt Salomon Gubert in seinem in Riga erschienenen „Stratagema oeconomicum oder Acker-Student“ Poennien samen als Zutat zum Bier. Die Namensform ist, wie man sieht, durch Umstellung der Vokale und Einstellung eines offenbar bequemen palatalen Übergangslautes entstanden; ähnlich spricht man noch heute scherzweise Pojengte für Pointe (eines Wises), und die Miltauer Schneiderinnen nennen den letzten Stich einer Näharbeit den „letzten Pojeng“ (frz. le dernier point). Beliebte ist der Vergleich: „Er wurde rot wie eine Pojenge“, und auch der Westpreuße Rudolf Reichenau braucht in seinem Buch „Aus unsern vier Wänden“ (Leipzig, Grunow, 1909, S. 97) die Redensart „rot wie eine Päonie“. In Joseph Kürschners „Universal-Konversationslexikon“ findet sich übrigens zu Paeonia die Nebenform Putenje.

Die Immortellen heißen bei uns ebenso wie im Lübischen (Schumann a. a. O.) Stroßblumen.

Die Bezeichnung Studentenblume, die auch dem Märker Fontane („Der Stechlin“) geläufig ist, kommt eigentlich nur der Tagetes patula zu, wird aber auch oft für die ähnlich aussehende Calendula gebraucht, die Ringelblume, die hier und da (Riga; Kurland) Kringelblume genannt wird. Kringel hört man, wie schon hypel in seinem „Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Estland“ (Riga, Hartnoch, 1795, S. 128) meldet, nicht nur allgemein für Brechel, sondern auch gelegentlich für Kreis oder Ringel (Schumann a. a. O. S. 74 Kring = Ring, Kranz). Über die Sitte, Butter mit „Kalendelblumen“ gelb zu färben, berichtet der 1677–1680 in Kurland weilende, später berühmt gewordene Arzt Rosinus Lentilius.

Studentenblom sagt man — nach einem Fragebogen des Hamburger Wörterbuchs zu urteilen — in Hamburg für Syringa vulgaris, daneben aber auch Siren (Sirene auch in Lübeck; Schumann a. a. O.). Im Baltikum und Kreisbier, „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache“, Göttingen 1915, S. 202) in Harburg, Sulda, Marburg heißt die Pflanze Zirene, im übrigen deutschen Sprachgebiet meist Slieder. Auf Grund einer Notiz Stieler vom Jahre 1691 „Blaue Blüte, alias Zirenen, welscher Holunder, flos Cyrenaicus“ vermutet Kreisbier a. a. O., daß der Name Zirene auf die südliche Abstammung der Slieder hinweist. — Die normale Zirenenblüte hat vier Blättchen; das Auffuchen von fünf- und mehrblättrigen Exemplaren wird im Baltikum als Glücksuchen bezeichnet. Die

gefundene Blüte (Glück mit fünf usw. Blättern) muß unbedingt verzehrt werden, wenn sie ihre Kraft bewahren soll. — Die beiden heute üblichen Bezeichnungen für die Särbenmischung aus Blau und Rot (im Frühhd. braucht man dafür das Wort *braun*) sind von Blumenamen, und zwar von französischen, während der Alamodezeit entlehnten, hergeleitet: violett vom Veilchen, lila von der Zirene (frz. lilas). In der zwanglosen Umgangssprache der Deutschbalten hat sich das Wort *lila* (gesprochen *lilla*) durchgesetzt, während die gewähltere offizielle Sprechweise den Ausdruck *violett* vorzieht. Das Wort *lila* hat in unserem Sprachgebrauch einen Nebeninn: es handelt sich um eine Mischfarbe, das Ergebnis eines Kompromisses, und so wird die Bezeichnung dafür auch auf den Charakter eines Menschen angewandt, der nicht Farbe bekennet, der aus Opportunitätsrücksichten weder ein aufrichtiges Ja noch ein herzhaftes Nein zu sagen wagt („Nicht riecht er, nicht sinkt er“ sagt eine kräftige heimische Redensart von einem solchen Wesen), schließlich auf alles, was unbestimmt und flau ist. In dörrtschen Studententreisen war das Wort auch zu einer Art Synonymon von blau in der Bedeutung extravagan (blau machen, blau geben; vgl. *blauer Montag*) geworden, und man sprach von *lila lassen* = Orgien feiern, *lila piddu* = Seft, bei dem es hoch und gleichzeitig wenig fein hergeht (estnisch *pidu* = Seft).

II. Nutzpflanzen.

a) Obst.

Außer den Apfelsorten, deren Namen gemeindeutsch sind (Gravensteiner, Borsdorfer usw.), gibt es eine Fülle anderer Arten, die außerhalb unserer Heimat unbekannt sind oder anders genannt werden: Birnenäpfel (süße, mehlig, rotbackige Sommeräpfel), Zitronäpfel (eine kurische Sommerapfelspezialität; Th. h. Pantenius braucht das Wort einmal in seinem Roman „Wilhelm Wolfshild“ gleichnisweise für einen frühreifen, etwas schwächlichen Knaben), Zitronen-, Zucker-, Rosen- und Milchäpfel, Lehmäpfel, auch *Serinka* (russ. *séry* grau; stimmloses *s*) genannt wegen ihrer eigentümlich grauroten Lehmfarbe, Zwiebel- und Paradiesäpfelchen, Hasenköpfe, Schafs- oder Judennäsen, Suislepper (nach dem Gute Suislep in Nordlitland), Moskowiter, Antónowka und wohl noch viele andere. Die russischen oder auf Rußland hindeutenden Namen (*Serinka*, *Antonowka*; *Moskowiter*) erklären sich durch die Tatsache, daß der Verkauf und Import von Äpfeln vielfach von landfremden Russen betrieben wurde; der Apfelfrusse war ein in der Vorkriegszeit allgemein üblicher Gattungsname.

Als *flare* oder *Klaräpfel* (auch das Adj. grünklar wird in diesem Zusammenhang gebraucht) bezeichnet man solche Exemplare, die im Zustand der Vollreife das Kernhaus, oder wie man in Kurland und hier und da auch in Litland sagt, den *Herzpohl* (Schumann a. a. O. Hartpoll Kohlherz) durchschimmern lassen.

Die Birne gedeiht besonders gut in Kurland; da gibt es die berühmte Bauskesche Butterbirne und die aromatische Kaneelbirne, die aber, reif abgepflückt, nicht lange liegen darf, da sie leicht mürsch, d. h. weich, braun und unschmackhaft wird (vgl. Weigand, „Deutsches Wörterbuch“ S. 230: „mürsch, adj., von Obstfrüchten: innen angefault, mürsch, sächsl. u. nidd.; obd. mürsch . .“).

Daß der niederdeutsche Name *Kaßberhom* für Kirschbaum (Schumann a. a. O.) in vergangenen Zeiten auch in unserer Heimat gebraucht worden ist, läßt sich aus der Tatsache erschließen, daß er sich als Lehnwort im Lettischen (*kēšbere*) findet. Übrigens ist auch das lettische Wort für „Birne“ *bumbēhris* dem Ndd. entnommen.

Die gelben und hellroten Frühfrüchte werden im Baltikum fast überall *Morellen* genannt, doch scheint der Name eigentlich nur einer besonderen Spezies zuzukommen. Im Marktbericht der „Rig. Rundschau“ vom 26. Juli 1922 heißt es: „Gelbe Kirschchen, sogenannte Morellen, 20 bis 25 Rbl. Die eigentlichen Morellen, stark dunkelbraun und süß, 25 bis 30 Rbl.“ Wort und Sache sind aus romanischen Ländern zu uns gekommen. Nach Kretschmer heißt die Sauerkirchche (wo im deutschen Sprachgebiet, sagt er leider nicht) auch *Amarelle* und *Morelle*. Im Spanischen bedeutet nach demselben Autor *amarello* „gelb“, im Italienischen *morello* „schwarz, braun“. Das italienische Wort würde also ganz gut zu der im rigaschen Marktbericht erwähnten braunen Frucht passen, das spanische zur gelben, und unser *Morelle* somit eine Mischform darstellen, die zur Bezeichnung zweier verschiedener

Obstsorten geworden ist. — Eine späte Art ist die Bierkirche, von der im zitierten Artikel der „Rundschau“ gleichfalls die Rede ist.

Die kleinen dunkelblauen Pflaumen, die im deutschen Reich meist Zwetschen heißen, tragen in Estland und Nordlivland, seltener auch in Kurland, den gut niederdeutschen Namen Krēken (vgl. Schumann a. a. O. „Kref“). In einem Kochrezept des 16. Jahrhunderts aus Holzminde (Stammer, „Münd. Lesebuch“, Hannover 1921, S. 66) heißt es: „Swarte farisseberne (Kirschen), krefenplumen plukke aff de stiele . . .“ Die entsprechende hochdeutsche Namensform Kriecher kommt (v. Sischer-Benzon, „Altdeutsche Gartenflora“, Köln u. Leipzig, Cipsius u. Tischer, 1894, S. 153) schon in Schriftentwürfen des 11. Jahrhunderts vor und scheint nach Kretschmer auch heute noch in Österreich üblich zu sein.

b) Beerenfrüchte.

In Kurland wird die Himbeere hier und da Madbeere genannt, und auch das in 6. Auflage 1844 bei Deubner in Riga erschienene „Livländische Koch- und Wirthschafts-buch“ verzeichnet unter der Rubrik „Provinzialismen“ neben anderen Ausdrücken „Maadbeeren“ für Himbeeren. Die Früchte des Himbeerstrauchs hat man (Wimmer, „Geschichte des deutschen Bodens“, Halle 1905, S. 227; v. Sischer-Benzon, „Altdeutsche Gartenflora“, Kiel u. Leipzig 1894, S. 156) früher in Deutschland oft als Maulbeeren (lat. mora bati, mora domestica) bezeichnet und nennt sie noch heute in Altbayern Molbeeren. Dazu paßt eine Notiz in Hupels „Topographischen Nachrichten von Lief- und Ehstland“, Riga 1777, S. 499: „Himbeere Rubus idaeus . . .; wir nennen sie gemeiniglich Mahlbeeren“. Es handelt sich also offenbar beim Übergang von der älteren Form mit l zu der jüngeren mit d um einen volksetymologischen Deutungsversuch: man hat wahrscheinlich an die „Maden“, d. h. die Käferlarven gedacht, die bekanntlich eine unerwünschte, aber selten fehlende Beigabe der reifen Himbeere zu bilden pflegen.

Die schwarze Johannisbeere heißt in Kurland und Riga auch Bodsheere, in Nordlivland und Estland Buchsheere, scheinbar in Anlehnung an den Namen des wesenverschiedenen Buchsbaums. In Wirklichkeit sind wohl beide Bezeichnungen vom Worte „Bod“, niederdeutsch Buß abzuleiten, und damit hat es seine eigene Bewandnis. In einer überaus interessanten Untersuchung, die den Ursprung gewisser germanischer Pflanzennamen zum Gegenstand hat, weist Richard Loewe nach, daß die Rubusarten im Germanischen oft nach dem Hirschgeschlecht benannt worden sind, und zwar sind ihre Dornen mit den Geweißzacken von Hirsch und Reh verglichen worden. Die starkdornige Brombeere (Rubus fruticosus) heißt mundartlich vielfach „Hirschbeere“, und die weniger stachelige Himbeere verdankt ihren Namen der geweißlosen Hinde. Die der Brombeere nah verwandte Aderbeere (der Name ist auch in Estland üblich) nennt man in Meßlenburg Buchsbärnstruch (nach dem Rehbock), was dem nordlivländischen und estländischen Buchsheerstruch entspricht. Nun ist zwar die Johannisbeere keine Rubusart; wenn aber ihre Früchte schwarz sind wie die der Aderbeere, so erscheint eine Namensübertragung einigermaßen gerechtfertigt, um so eher, als erfahrungsgemäß auch ein viel weniger motivierter Namenstausch auf dem Gebiet der Beerenamen eine häufige Erscheinung ist.

Warum braucht im gegebenen Falle der Nordbalte den niederdeutschen Ausdruck und der Südbalte nicht? Das hat vielleicht seinen Grund in den eigentümlichen Besiedelungsverhältnissen unserer Heimat im 16. und den folgenden Jahrhunderten: Kurland erhält den Zuzug neuer Siedler deutschen Stammes vorzugsweise auf dem Landwege aus Ostpreußen, der Norden auf dem Seewege aus den rein niederdeutschen Ländern an der Waterkant, und so erklären sich wohl Doppelheiten wie Klimpe (westfäl. Klump) im Norden und Keilschen (preussisch ebenjo) in Kurland.

c) Hülsenfrüchte.

Einer Fülle von Einzelbezeichnungen erfreut sich die Bohne. Nach Farbe, Gestalt und Größe der Schoten und ihres Inhalts sowie nach der Art ihrer Zurichtung unterscheidet man grüne, Perl-, Wachs-, Schwert-, Schabbel-, Schnitt- und Brechbohnen. Eine besonders derbe Art heißt Sau- oder Schweinsbohnen. Statt der abstrakten Negation „feineswegs“ oder „nicht im geringsten“ verwendet man bei uns gern ein plastisch wir-

tendes Mindestmaß in der Wendung „nicht die Bohne“ (vgl. im älteren Gemeindeutsch „nicht ein Laub, nicht ein Blatt“). „Du siehst aus wie aus den Bohnen gejaht“ („wie eine Erbsenscheuche“ = Vogelscheuche) lautet eine tadelnde Redensart in Kurland, und die Bezeichnung „grob wie Bohnenstroh“ ist allgemein gebräuchlich. Auch in einem Abzählverschen (Riga) spielt die Bohne eine Rolle: „Eine kleine weiße Bohne Reiste einst nach Engelland; Engelland ist abgebrannt Und der Schlüssel abgebrochen.“

Eine Sorte Felderbsen heißt im Nordbaltikum Spirren oder Spinnen, in Riga und Kurland graue Erbsen. Der Name dieser Hülsenfrucht fehlt in gewissen metaphorischen Redensarten wieder, deren Entstehung sich meist in Dunkel hüllt. Wenn man beispielsweise ausdrücken will, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen zwei Personen kaum nachweisbar sind, so pflegt man zu sagen: „X ist mit Y durch ein Lof graue Erbsen verwandt.“ „Drei Viertel auf graue Erbsen“ lautet manchmal die neckende Antwort auf die Frage nach der Tageszeit. Erhält jemand, der sich nach dem Inhalt eines Gesprächs erkundigt, die Auskunft: „Was gesprochen wurde? Ach, graue Erbsen, grüne Erbsen“ (in Riga gehört), so ist der Sinn und die Herleitung dieses bildlichen Ausdrucks schon klarer: dies und das, Dinge, die ihrem Wesen nach gleich wertlos sind wie grüne und graue Erbsen, Wiederholung derselben Trivialitäten. — Mit dem Wort Schoten bezeichnet man bei uns nur die Hülsen der Pflanze, nicht aber die als Gemüse gekochten jungen grünen Erbsen (vgl. Kretschmer a. a. O., S. 445 ff.). — Statt „aushülsen“ sagt der Deutschbalte holsfern, auch hulsfern; das Wort gehört zu mhd. holster „Polster“, und nach Weigand (D. Wb. S. 448) bedeutet mndl.-ndl. holster „grüne Nußschale, Hülle der Erbse“. Bildlich und scherzweise wird hulsfern auch für „niederkommen“ gebraucht. Das Subst. Bolster ist im Baltikum nicht oder nicht mehr im Gebrauch.

d) Gemüse.

Zahlreich sind die Kohlsorten und ihre Namen. Unter „Kohl“ schlechtthin versteht man den Weißkohl (auch Kopfkohl genannt); außerdem gibt es Rot-, Braun-, Blumen-, Rosen- und Savoyenkohl (= Wirsing). Eingemachter Kohl heißt bei uns zulande nur noch Sauerkohl. Sallmann führt in seinen „Neuen Beiträgen zur deutschen Mundart in Estland“ (1880) den heute wohl veralteten Namen Kumskohl für „Sauerkraut oder Kopfkohl“ an, der aber nach Kretschmer in Schwabenberg bei Pyrmont in der Form Kumskohl, in Königsberg und in Hamburg (Fragebogen des Hamb. Wörterbuchs) in der Form Kumskohl noch gegenwärtig üblich ist und auf lat. compositus zurückgeht. Die Ausdrücke Kohl machen und kohl'en für „Konfusion anrichten“ haben nichts mit dem Gemüse zu tun, sondern stammen aus dem Hebräischen (qōl = Stimme, Schall) und sind dem deutschen Sprachschatz durch das Rotwelsch um 1750 übermittelt worden. — Der Name Kohlrabi für eine bestimmte Kohlrubensorte ist im größten Teil des deutschen Sprachgebiets gebräuchlich, nicht aber unser Schnittkohl für Brassica napus (Weigand, D. Wb. S. 768: „Schnittkohl, m.: Kohl ohne Köpfe, der nachwachsend mehrmals abgeschnitten werden kann, 1691 bei Stieler), der dem gemeinhochdeutschen Kohlrübe und dem ostpreussischen Wurke bzw. Bruke entspricht. Neben Schnittkohl braucht man in Sibau auch das nd. Wort Sprüte (vgl. Schumann a. a. O., „Sprutenkohl Sprossenkohl“). Unsere Bezeichnung Burkane für gemeinhochdeutsches Mohrrübe ist sicherlich mit dem oben erwähnten Bruke, mit dem litauischen burkantai „Pastinakarzel“, mit russ. морковj und Möhre verwandt, doch fehlt zurzeit noch eine befriedigende etymologische Erklärung.

Was sonst an Gemüsen und Küchenkräutern im Garten gezogen wird, trägt meist gemeinhochdeutsche Namen. Die Gurke scheint übrigens ein Neuling unter unseren Kulturpflanzen zu sein, und zwar weist ihr Name (Hupel erwähnt in seinem „Idiotikon der deutschen Sprache in Tief- und Estland“ 1795 die Nebenform Agurke) auf Import aus dem Osten hin; in Stenders lettischem Lexikon heißt die Gurke kreewu ahbols, „russischer Apfel“. In zwangloser Umgangssprache wird eine stärker entwickelte Nase als Gurke bezeichnet, und in Studentenkreisen werden die Fische mit den wenig schmeichelhaften Titeln Suchsichnauze, Schnodder Nase, Schnoddergurke oder auch einfach Gurke angeredet. „Kommt Zeit, kommt Rat, kommt Gurkensalat“ lautet eine oft angewandte Erweiterung des bekannten Sprichworts.

Allium Porrum L., gemeindeutsch Porree, heißt bei uns Porro (frz. porreau). — Die Zwiebel spielt eine Rolle in der landesüblichen Version des bekannten „Rabenaas-Liedes“, das auch in Thomas Manns „Buddenbrooks“ erwähnt wird: „Ich bin ein wahres Rabenaas, Ein wahrer Sündentnüttel, Der seine Sünden in sich traß Als wie der Ruß die Zwippel“, und als verächtliche generelle Bezeichnung des Russen war, wenigstens in der Vorkriegs- und Kriegszeit, das Wort Zwiebelrusse bzw. Zwiebelruß allgemein üblich, vielleicht im Zusammenhang damit, daß früher in den Gärten der Vorstädte Rigas Gemüsebau vielfach von Russen betrieben wurde.

e) Küchenkräuter.

Die Petersilie (wir sprechen das Wort mit stimmlosem *s* und kurzem *i*, also als Reimwort zu Vanille und Mantille; vgl. Schumann a. a. O. „Peterböhl“) scheint in vielen Redensarten die Rolle des zarten Kräutleins Rühmichnichtan zu spielen: „ihm ist die Petersilie verhängelt“ besagt soviel wie „er sieht deprimiert aus“; „sei keine Petersilie“ bedeutet „sei nicht empfindlich“, und ein tugendhaftes Musterwesen weiblichen wie männlichen Geschlechts wird schon in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts (Bienemann, „Altliovländische Erinnerungen“, S. 116) mit dem Spitznamen „heilige Petersilie“ bedacht, einer scherzhaften Profanbildung, die der „heiligen Kümmerus“ oder dem sanctus Grobianus des 16. Jahrhunderts analog ist. In unseren Kochbüchern aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts wird unter den Kräutern, die zum Würzen von Würsten dienen, neben Majoran und Thymian auch Zeeher genannt, und unserer älteren Generation ist das Wort auch jetzt noch hier und da geläufig; Hüpel schreibt es im „Idiotikon“ Sever und fügt hinzu „Pfefferkraut, *Satureja hortensis*“.

Den Epilog mag ein legendärer Lokalpoet vergangener Biedermeiertage sprechen, der die tiefempfundenen Verse gedichtet hat:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich in Hapsal (Städtchen in Estland) wohne
Und nicht am Ganges, nicht am Nil,
Noch einer andern Zone.
Wächst auch bei uns nicht Ananas,
So wächst bei uns doch dies und das
Und andre Gartenfrüchte.